



Helen
Brown
CLEO

Wie ich
das Lachen
wieder lernte

ROMAN

DEUTICKE

Auswahl

*Eine Katze sucht sich ihren Besitzer aus,
nicht umgekehrt.*

»Wir werden keines der Kätzchen mitnehmen«, sagte ich, während ich unseren Kombi um eine brezelförmige Kurve manövrierte. »Wir werden sie nur anschauen.«

Die Straße zu Lenas Haus war extrem schmal und noch dazu sehr steil. Sie wand sich durch Hügel, die man überall sonst auf der Welt Berge nennen würde. Hinter dem Haus nichts außer ein paar Schaffarmen und ein steiniger Strand.

»Du hast aber gesagt, dass wir ein Kätzchen kriegen«, jammerte Sam auf der Rückbank, dann wandte er sich hilfesuchend an seinen Bruder. »Stimmt doch, oder?«

Normalerweise glich die Rückbank einer Ringkampfarena. Zwischen den beiden Brüdern, der eine fast neun und der andere sechs, lief immer das gleiche Spielchen ab. Sam provozierte Rob mit einem verstohlenen Rippenstoß, den dieser mit einem Tritt erwiderte, und das Ganze endete schließlich mit Tränen und gegenseitigen Beschuldigungen: »Er hat mich gestoßen!« »Aber nur weil er mich gezwickt hat.« Diesmal waren sie jedoch einer Meinung und meine Rolle nicht wie üblich die der Richterin und Streitschlichterin, sondern eine sehr viel einfachere – die des Feindes.

»Ja, das ist gemein«, fiel Rob mit ein. »Du hast es versprochen.«

»Ich habe nur gesagt, dass wir eines Tages *vielleicht* ein

Kätzchen kriegen. Ein großer Hund reicht vollauf für eine Familie. Was würde Rata dazu sagen? Es würde ihr bestimmt nicht gefallen, wenn plötzlich eine Katze im Haus wäre.«

»Doch. Golden Retriever mögen Katzen«, erwiderte Sam.
»Das habe ich in meinem Haustierbuch gelesen.«

Es hatte keinen Sinn, sie daran zu erinnern, wie oft Rata schon im Gebüsch verschwunden war, um einer unglücklichen Angehörigen der Familie der Feliden hinterherzujagen. Seit Sam den Plan aufgegeben hatte, ein Superheld zu werden, und das Batman-Kostüm in die hinterste Ecke seines Schrankes gewandert war, hatte er sich in eine regelrechte Leseratte verwandelt und stets irgendwelche Fakten parat, mit denen er jedes meiner Argumente widerlegen konnte.

Ich wollte keine Katze. Ich war vermutlich nicht einmal der Typ für Katzen. Mein Mann Steve war es mit Sicherheit nicht. Wenn mich Lena kürzlich in der Spielgruppe nur nicht so angestrahlt hätte, als sie mich fragte: »Wollt ihr nicht ein Kätzchen?« Wenn sie es nur nicht so laut gesagt hätte – und das auch noch vor den Kindern.

»Toll! Wir kriegen eine Katze!«, hatte Sam gerufen, bevor ich auch nur Piep sagen konnte.

»Toll! Toll!«, echote Rob und hüpfte in seinen Turnschuhen mit den Löchern, die ich schon länger zu übersehen versuchte, auf und ab.

Ich hatte Lena schon von ferne immer bewundert. Sie war eine gertenschlanke Schönheit mit einem ziemlich eigenwilligen Stil. Mit nicht einmal zwanzig war sie von Holland nach Neuseeland ausgewandert und hier eine erfolgreiche Malerin geworden, die sich in ihren Porträts stets auch mit politischen Themen wie Rassismus, Kampf der Geschlechter oder Religion auseinandersetzte. Als wahre Künstlerin hatte sie sich dafür entschieden, unabhängig von

Männern zu leben. Auf dem Spielplatz kursierte das Gerücht, dass jedes ihrer drei Kinder von einem anderen Mann stammte. Ich wäre nicht überrascht gewesen, wenn Lena ihre Sprösslinge aus irgendeinem Paralleluniversum geholt hätte, zu dem nur sie und Pablo Picasso den Zugangscode besaßen. Jedenfalls würde ich in ihrer Gegenwart kein Theater wegen einer kleinen Katze machen.

Zwei Jungen großzuziehen war schwerer, als ich es mir als Schulmädchen, das seine Kenntnisse aus der Babyshampoo-Werbung im Fernsehen bezog, vorgestellt hatte. Wenn in der Disziplin Naivität bei jungen Müttern Medaillen verliehen worden wären, dann hätte ich bestimmt Gold gewonnen. Als ich, frisch verheiratet, mit neunzehn schwanger wurde, hatte ich bei dem Gedanken an Babys, die nachts aufwachten, gelächelt. Das machten nur die Babys anderer Leute. Nach Sams Geburt wurde ich rasch eines Besseren belehrt. Ich versuchte, so schnell wie möglich erwachsen zu werden. Mitternächliche Telefonanrufe bei meiner Mutter, die vierhundert Kilometer entfernt wohnte, halfen nicht immer weiter. (»Er zahlt wahrscheinlich, mein Schätzchen.«) Glücklicherweise nahmen sich ältere, erfahrenere Mütter meiner an und führten mich freundlich und geduldig in »Mutterschaft für Anfänger« ein. Irgendwann akzeptierte ich, dass Schlaf ein Luxusgut ist und eine Mutter stets nur so glücklich wie ihr traurigstes Kind. In diesen letzten Wochen des Jahres 1982 ging es mir also ganz gut. Ich hatte zwei wunderbare Jungen und war schon seit Monaten nicht mehr mit einem rasch übers Nachthemd geworfenen Mantel im Supermarkt gewesen.

Wir lebten in Wellington, das für zwei Dinge bekannt war – schlechtes Wetter und Erdbeben. Nach langer Suche

hatten wir es geschafft, ein Haus zu finden, das das Potenzial hatte, uns beidem auszusetzen: ein Bungalow, der an einem gewundenen Weg auf halber Höhe einer Klippe direkt über einer Verwerfungslinie stand.

Kleinere Beben waren so häufig, dass wir es kaum noch registrierten, wenn wieder einmal die Wände zitterten und die Teller klapperten. Allerdings hieß es, in der Gegend von Wellington sei längst wieder ein großes Erdbeben fällig, wie das aus dem Jahr 1855, als ganze Landstriche im Meer verschwanden und an anderer Stelle wieder auftauchten.

Unser Häuschen klammerte sich jedenfalls an den Hügel, als rechnete es damit, dass etwas Schreckliches passieren würde. Mit seinem Giebeldach, der dunklen Holzverschalung und den Fensterläden hatte es etwas Märchenhaftes. Die Mischung aus falschem Tudor und Bauhausstil war allerdings nicht lässig heruntergekommen, sondern nur heruntergekommen. Meine Bemühungen, einen Bauerngarten anzulegen, hatten sich in zwei traurigen Reihen von Vergissmeinnicht erschöpft, die den Weg zur Haustür säumten.

So idyllisch das Haus war, wer auch immer es erbaut hatte, musste an eine Familie von Bergziegen gedacht haben, als er sich an die Arbeit machte. Es gab keine Garage, nicht einmal einen Stellplatz vor dem Haus. Man konnte es nur erreichen, indem man das Auto an der Straße stehen ließ, die weit oberhalb unseres Dachfirstes vorbeiführte, und sich Einkaufstaschen und Kindersachen unter die Arme klemmte. Für den Rest sorgte die Schwerkraft, die einen auf einem wilden Zickzackkurs zum Gartentor brachte.

Wir waren jung und daher war das an Sonnentagen, wenn der Hafen blau und flach wie eine Flunder dalag, kein Problem. Wenn aber von Süden her antarktische Winde wehten und an unseren Mantelknöpfen rissen und uns den Regen

ins Gesicht peitschten, wünschten wir, wir hätten ein vernünftigeres Haus gekauft.

Aber dass wir zu Fuß in nur zwanzig Minuten in die Stadt kamen, war natürlich eine tolle Sache. Mit Seilen und Kletterschuhen ausgerüstet, hätten wir es sogar in fünf geschafft. Wenn wir in Richtung Stadt aufbrachen, zog uns eine unsichtbare Kraft die zweite Hälfte des Wegs hinunter, den wir wegen seiner wilden Biegungen irgendwann bloß noch den Ziegenpfad nannten. Wir sausten durch Gestrüpp und Neuseelandflachs und blieben nur stehen, wenn wir den Blick genießen wollten. Vor uns erhoben sich kahl und steil die amethystfarbenen Hügel. Dass wir an dieser Schönheit teilhaben durften, erstaunte mich jedes Mal aufs Neue.

Dann zog uns die Kraft weiter über eine alte Fußgängerbrücke aus Holz, die sich über die Hauptstraße spannte. Von dort aus gingen wir entweder hinüber zur Bushaltestelle oder wir setzten unseren Abstieg zum Parlamentsgebäude und zum Hauptbahnhof fort. Etwas ganz anderes war der Rückweg von der Stadt nach Hause. Er dauerte doppelt so lange und erforderte die Lungenkapazität eines Bergsteigers.

Am Ziegenpfad herrschte eine strikte gesellschaftliche Zweiteilung. Es gab eine richtige Seite mit großen zweistöckigen Häusern in Gärten, die sich in Richtung Toskana orientierten. Und eine falsche Seite, wo einstöckige Häuser wie hingewürfelt am Rand der Klippe standen. Die Leute von der falschen Seite hatten eher Unkrautsammlungen als Gärten.

Das Ansehen, das sich mit den Berufen der Bewohner verband, entsprach dem Gefälle des Ziegenpfads. Ganz oben auf der richtigen Seite ragte Mr. Butlers Haus wie eine Burg in die Höhe. Mit seinen grauen Mauern demonstrierte